

(Nachdruck verboten.)

5] Die Sandinger Gemeinde.

Novelle von Henrik Pontoppidan.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

In Frau Gyllings Wohnstube hatte sich eine lebhaft Unterhaltung entfaltet. Frau Holm und Frau Krarup waren gegangen, auch Fräulein Rosalie war von ihrem Platz am Fenster verschwunden. Dafür waren ein paar neue Gäste gekommen, zwei junge Studenten — Madsen und Mollerup — Söhne von ein paar Landpredigern aus Frau Gyllings Bekanntschaft.

Der erstere war ein hausbackener Idealist mit einer gewaltigen Haarwäsche, die er in seiner Begeisterung jeden Augenblick mit der Hand durchfurchte, so daß sie nach allen vier Himmelsgegenden abstand wie bei einem Elektrifizierten. Er konnte nie ruhig auf einem Stuhl sitzen, sondern stellte sich immer nach einer Weile dahinter, die Arme auf die Lehne gestützt, als sei es eine Rednerkanzel, und schleuderte von hier aus seine Bemerkungen um sich, wie ein Jupiter seine Donnerkeile. Er hatte eine wahre Leidenschaft, sich selbst reden zu hören. Obwohl er an einem Jungensfehler litt und stotterte und anstieß und über die Worte stolperte, als habe er immer das ganze Alphabet auf einmal im Munde, so konnte er es sich doch nicht versagen, zu reden. Er war, wie sein Freund, Studiosus Mollerup von ihm zu sagen pflegte, das personifizierte „lebendige Wort“.

Der Freund war ein langbeiniger junger Mann, der den Grundsatz hatte, nie etwas zu sagen, das nicht blutig satirisch war; weswegen er sich im allgemeinen auch darauf beschränkte, seine Mitmenschen mit einem forschenden Lächeln zu betrachten, sich selber hingegen weniger kritisch in jedem beliebigen Spiegel zu beschauen, den er in seiner Nähe entdecken konnte. Er war jetzt so glücklich gewesen, einen Platz zu finden, von dem aus er seine ganze wohlgepflegte Person in Frau Gyllings Pfeiler Spiegel erblicken konnte, und deswegen war es verzeihlich, daß er sich zeitweise weniger aufmerksam gegen seine Nachbarin, das jüngere Fräulein Blomberg, erwies, obwohl diese wirklich ganz allerliebste war und obendrein ziemlich von ihm eingenommen zu sein schien.

Die Unterhaltung im Zimmer hatte sich im übrigen so gleich des Themas bemächtigt, das hier sozusagen in der Luft lag: des großen demokratischen Festessens, bei dem Kandidat Knud seine Rede auf den dänischen Bauer gehalten hatte. Frau Gylling selber hatte bei dieser Gelegenheit als eine Art Wirtin präsiidiert, und das Fest war nach jeder Richtung hin ungemein wohl gelungen gewesen, „ein wirklicher Triumph für die Kopenhagener Demokratie“, wie man davon gesagt hatte. Das Essen war nach aller Ansicht tadellos gewesen, nur hätte vielleicht der Wachs einen Gedanken mehr kochen können. Die Dekoration im Saal war außerordentlich wirkungsvoll gewesen, die Toiletten der Damen ausgewählt und die Musik gut. In diesen Umgebungen war nicht nur auf das Wohl des Bauern, sondern auch auf das des Arbeiters voller Begeisterung in Champagner getrunken und von Hurras und Fanfaren begleitet worden.

Es war jetzt die Rede davon, diesen Sieg auszunutzen, und es hatte sich ein vorbereitendes Komitee gebildet, in das unter anderen auch Kandidat Knud gewählt war; aber die Pläne dieses Komitees wurden noch streng geheim gehalten. Studiosus Madsen, der zu den Eingeweihten gehörte, ward in dieser Veranlassung von dem jüngeren Fräulein Blomberg bestürmt, das absolut wissen wollte, ob es etwas „Sozialistisches“ oder „Ausgeschnittenes“ werden würde. Sie flehte schließlich „auf den Knien“, aber Madsen hielt tapfer stand mit einer Miene wie ein Diplomat auf der Bühne.

Während alles dessen saß Frau Gylling in ihrer gewohnten Weise in den Stuhl zurückgelehnt und sah sinnend vor sich hin, ohne sich im Grunde an der Unterhaltung zu beteiligen. Es sah aus, als schaue sie ahnungsvoll in die Zukunft des dänischen Volkes, und ihre Freundin, die Justizrätin Blomberg, die ein wenig eifersüchtig auf ihren Ruf war, fing an, unruhig zu werden und begann, in ihrer herzlichen Art und Weise mit ihrem Schwager, einem Pfarrer

in Zütlund, zu prahlen, der einen Namen als Volksredner hatte.

In Wirklichkeit saß Frau Gylling nur da und dachte an Fräulein Drehling und an ihren Vater, den Geheimen Staatsrat, der ein Mann mit großem Einfluß, auch bei Hofe, war. Sie dachte an ihren Sohn Knud und erdug zum hundertsten Mal die Vorteile und die Nachteile, die ihm aus einer Verbindung mit dem Drehlingschen Hause erwachsen würden. Sie konnte niemals zu einem endgültigen Resultat in dieser wichtigen Angelegenheit kommen.

Deshalb wollte sie die Sache jetzt in die Hand des Herrn legen. Er führte doch immer alles zum Besten hinaus.

Inzwischen hatte es angefangen, im Zimmer zu dämmern. Die Schatten lagen in den Ecken und unter den Stühlen und warteten förmlich auf das Dunkel, das kommen sollte. Ein klein wenig rötlicher Sonnenschein spielte oben an der einen Wand, wo der alte Grundtvig in einem Kranze von Immortellen saß, die Hände auf dem Magen. Dicht darunter saß Boel in ihrem Versteck und hörte mit strahlenden Augen alles an, was geredet wurde.

Plötzlich zuckte sie zusammen und wurde dunkelrot. Die Tür war aufgegangen und mit einem etwas nachlässigen Gruß trat ein hübscher, blonder, ein wenig korpulenter junger Mann in das Zimmer.

Es war der Sohn des Hauses, Kandidat Knud.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo der geheimnisvolle Studiosus Madsen es für passend erachtete, ohne große Neuigkeit mitzuteilen, die er in der Hinterhand gehabt, und deren Wirkung auf die Gemüter zu beobachten er schon sehnsüchtig erwartet hatte.

Mit erhobener Stirn trat er in das Zimmer vor und verkündete:

„Gylling, Deine Rede ist allerhöchsten Ortes besprochen worden!“

„Was sagen Sie?“ riefen alle Damen im Chor aus. Selbst Frau Gylling bekam plötzlich die Sprache wieder. Und Mollerup riß sich einen Augenblick von seinem fesselnden Spiegelbild los und fragte mit seinem allerdämonischstem Lächeln, ob er — Madsen — etwa an den königlichen Schlüssellochern gelauscht habe.

„Ich weiß es ganz bestimmt. Meine Quelle darf ich nicht nennen — ich kann nur sagen, daß es ein sehr hochstehender Beamter bei Hofe ist, für dessen Zuverlässigkeit ich bürgere.“

Die Wirkung dieser Mitteilung war, was die Damen anbetraf, ganz außerordentlich. Es senkte sich eine ehrerbietige Feierlichkeit auf das Zimmer herab. Dies war mehr, als selbst Frau Gylling zu hoffen gewagt hatte. Daß die königlichen Prinzen, vielleicht der König selber, Knuds Namen genannt hatten!

Frau Gylling schwieg, aber die Justizrätin sagte bewegt, eine der geistreichen Aeußerungen ihres geistlichen Schwagers anführend:

„Ja, die Zeit geht mit großen Ereignissen schwanger.“

Knud selber schauspielerte Ueberlegenheit und sagte, indem er sich mit der Miene eines überbürdeten Staatsmannes in einen Lehnstuhl fallen ließ:

„Na ja — etwas müssen diese Menschen doch auch zu reden haben!“

Indessen war die kleine, alte Dame wieder in das Zimmer gegliitten, ebenso unbemerkt, wie sie vorhin hinausgegliitten war. Sie saß nun wieder an ihrem Platz am Fenster und widmete sich mit fieberhaftem Eifer ihrem Strickzeug, als sei es ihr gänzlich gleichgültig, was um sie her vorging. Wenn jemand sie beobachtet hätte, würde er freilich bemerkt haben, wie sich ihr Gesicht und der lange, eingefallene Hals oft mit Blut füllten. Doch sah es so aus, als sei das nur aus Aerger über eine fallengelassene Masche oder dergleichen, und außerdem hielt es auch niemand von den Anwesenden der Mühe wert, Notiz von ihr zu nehmen.

Aber plötzlich — gerade als Frau Blomberg und ihre Tochter da saßen und durcheinander über den Hof und seine eventuelle Eroberung für die volkmäßige Lebensanschauung sprachen — ertönte vom Fenster her eine laute, ärgerliche Stimme, die man der alternden kleinen Dame von selber nicht zugetraut haben würde:

„Gast Du wohl daran gedacht, die Feuerversicherungs-Police zu erneuern, Knud?“

Es fiel wie eine Bombe zwischen sie alle hinein. Man wußte nicht gleich, ob man lachen oder beleidigt sein sollte. Unter Frau Gyllings sämtlichen Freunden herrschte nur eine Meinung über ihre Schwester, nämlich, daß sie gräßlich war. Die arme Person war aller geistigen Interessen bar, ging auf in Stricken und Flickern und Abstäuben und den Mädchen helfen. Man konnte gar nicht begreifen, wie Frau Gylling sich darcin finden konnte, sie im Hause zu haben. Frau Gylling war in diesem Punkt wirklich bewunderungswürdig.

Knud seinerseits zog es vor, den Nachsichtigen zu spielen:

„Die Feuerversicherungspolice, Tante? — Ich werde morgen daran denken.“

„Ja, morgen ist der allerletzte Tag, wenn die Erneuerungsfrist nicht ablaufen soll. Damit Du es mir weist!“

Aber nun wurde Frau Gylling ungeduldig.

„Laß das doch jetzt, Rosalie! Wir sprechen ja von anderen Dingen.“

Nach einer Weile brachen die Gäste endlich auf. Frau Gylling begleitete sie selber bis auf den Flur hinaus, während Knud, der eine Zeitung genommen hatte, in seinem Lehnstuhl sitzen blieb und von hier aus verstohlen die jetzt von dem Sonnenuntergang bestrahlte Boel mit prüfendem Blick beobachtete, — selbst scharf beobachtet von der Tante, die jedoch nicht einen Moment die Nase von ihrem Strickzeug erhob und nur damit beschäftigt schien, ihre Maschen zu zählen.

Nach Verlauf von wenigen Augenblicken siedelte Knud auf einen anderen Stuhl über, der in der Nähe von Boels Fenster stand. Er tat, als geschehe das, weil er dort besser lesen könne.

„Nun, wie geht's?“ fragte er. „Befinden Sie sich noch immer wohl in der Hauptstadt.“

„Ja, — danke,“ antwortete Boel, während ihr das Herz bis an den Hals schlug.

„Hier ist es auch wirklich ganz angenehm, wenn man sich einzurichten versteht.“

Jetzt kam Frau Gylling von dem Vorplatz zurück.

„Es wird hier bald zu dunkel, Kinder,“ sagte sie. „Liebe Boel, hole doch die Lampe, mein Kind.“

Als Boel sich erhob, hatte sie das Unglück, ihre Schere an die Erde fallen zu lassen, — sie fiel sogar vor Knuds Füße. Ehe sie noch Zeit hatte, sich danach zu bücken, hatte er sie aufgenommen. Und indem er sie ihr reichte, begegneten sich ihre Blicke.

„Das ist wahr,“ fuhr Frau Gylling fort, als Boel gegangen war. „Ich habe ganz vergessen, Dir zu sagen, daß Agnete Drehling hier gewesen ist. Es tat ihr sichtlich leid, Dich nicht zu treffen.“

Knud, der einen Augenblick geistesabwesend gewesen war, schien ein wenig unruhig zu werden in Anlaß dieser Mitteilung, versank aber doch bald wieder in sein Sinnen. —

Als Boel an diesem Abend in ihre niedliche, kleine, vornean im Küchengang gelegene Kammer kam, setzte sie sich an den Tisch, um nach Hause an ihre Eltern zu schreiben. Lange saß sie da und faute auf ihrem Federhalter und startete in das Lampenlicht hinein und konnte die Gedanken nicht sammeln vor der Unmenge von abenteuerlichen Vorstellungen, die in ihrem Kopfe wirbelten und brannten. Und ihre dunklen Zigeuneraugen schimmerten ganz verschlagen.

Nämlich nicht ausschließlich aus Unachtsamkeit hatte sie die Schere vor Knuds Füße fallen lassen. Sie hatte eines Tages gesehen, wie er so artig ein Taschentuch aufgenommen, das eine besuchende junge Dame auf die Erde hatte fallen lassen, und heute nachmittag war es nun wie eine Eingebung über sie gekommen, daß sie versuchen wollte, ob er sich ihr gegenüber ebenso aufführen würde. Und er hatte es wirklich getan!

Ihr war noch ganz schwindelig von ihrem Triumph. Das Blut pochte in ihren Adern und pochte in ihren Wangen. Dann war es also wirklich wahr, worüber sie sie hier alle hatte reden hören, und was sie immer daheim in der Schule gesungen hatten, daß alle Menschen jetzt untereinander gleich waren, daß Geburt, Stand und Reichtum nichts mehr zu bedeuten hatten. Das ärmste Häuslerkind und die reichste Gräfin galten gleichviel in dem großen Reiche der Liebe, das jetzt auf Erden angebrochen war

Endlich fing sie an zu schreiben. Und nun schrieb sie ohne aufhören:

„Lieben Eltern und Geschwüstern

Wenn ich heute an meinen lieben Eltern und Geschwüstern schreiben soll, so ist es mit besonderem Wunsch mein Herz aufzuschließen, von wegen ich nun die Entdeckung gemacht hab' das es das ist wodurch ich glücklich werden könnte und sonst nichts und fühl mich so befreit das ich nicht bin wie ich sonstens glaubt hab das häßliche Entlein, das garnich überall hinpaßt und ich konnt' nie davon sprechen und es viel mich nie ein und war immer voll gedankens die so weit von da abgingen und hab' oft geweint aber nu will ich nie mer weinen und will auch erhalten, das hier gar nich keinen Unterschied is schwischen arme Leute und andere selbst in den ärmlichsten rock und hier is ein Soon der hat eine rede über den Bauern gehalten und der Liebe Gott hat mich wirklich ein scheenes Lebend geschenkt und ich merke Gottes Liebeswerk in mir strömen und ich mag so gern die Liebe, den die is ein geheimes Quellwasser wo sie in den Herzen reinströmen darf und ich bin garnich mehr böß als dich, mutter und du mußt Karen auch wegschicken, wenn sie funfermirt is, denn es is allens so schön wie sie auf Schule singen und alle Menschen sind so gut und ich hör hier oft ein gutes Wort gesprochen und wir singen auch und wir können richtig märchen, das wir aus seine Liebe sprozen wie eine Blume mit Vogelflügelu aber der Liebe Gott macht allens gut für dem er lieb hat und ich kann nu orlich zu ihm bäten und füllen das er mein Vater in Himmel is und hiermit grüßt Euch von mir

Boel.

Ich hab ein schlimmen Finger gehabt aber nu is er wieder gut.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ausstellung des Verbandes der Kunstfreunde am Rhein.

Im heiligen Köln moderne Kunst! Man müßte einmal untersuchen, wie sie auf das künstlerische Leben der heiligen Stadt Wirkung übt. Wirkung nicht nur in dem Sinne, daß sich einige reiche Leute ihrer annehmen, so verdienstvoll das ist, denn in dem heutigen römischen Reiche deutscher Nation ist die Kunst meist brotlos; sondern in dem besseren Sinne, daß sie Einfluß auf das Leben gewinnt, daß sie es durchdringt, befreit und erhöht und seine Engen überwinden hilft. Hier hat der Verband der Kunstfreunde am Rhein seine schöne Aufgabe und sein reiches Wirkungsfeld. Zu dem Reichtum der alten Kunstschätze der „Länder am Rhein“ will er neue fügen. Er wird es können. Er hat Meister unter seinen Mitgliedern, die unsere Kunst bereichert haben, und besonders solche Meister, die aus dem Heimatlischen, dem Rheinischen, neue Werte gewonnen und alte Werte erhöht haben. Da ist Thoma, der Sohn des Schwarzwaldes, das helläugige Bergkind. Ein fröhlich Herz, voller Weltliebe und Selbstvertrauen. Innig, milde, beschaulich, sinnend und sinnig. Seine Sonderausstellung ist nur klein. Wir sehen ein paar neuere Bilder von ihm sich mit älteren vereinen. Er hat ein schönes Blau gewonnen. Nicht so durchdringend, wie er es manchmal hatte, schwer, daß man an Wöcklin erinnert wurde. Eine Höhenlandschaft hat eine wunderbare Duftheit, durchsichtig, dünn, ganz Höhe. Zell ist auch der Vogenschütze, der gespannt dasteht und gerade zielt, seinen Pfeil abzuschließen. Oben ist helles Himmelblau, ein kleines Stück, hinter ihm die graue, ein wenig dunstige Wolkenwand. Herrlich ist der „Bild ins Lauterbrunnental“; groß erfasst und bei aller Liebe sachlich dargestellt sind die Taunustastanien. Ältere Bilder wirken ein wenig dunkel, fast stumpf. Aber um so deutlicher sieht man den Weg. Den Weg zum Licht. Es ist seltsam, wie viel des Heimatlischen einen bei Thoma umspinnt, besonders wenn man ihn länger nicht gesehen hat. Man träumt sich in seine Bilder hinein, ohne nach ihrem Gegenstande zu fragen. Freilich berührt man da einen Punkt, wo eine gewisse Einseitigkeit und Gleichmäßigkeit anfängt. Aber das ist auch wieder gut so. Einen Gleichton scheinen auch alle Bilder Steinhäufens zu haben. Was man bei Thoma das Lyrische nennen könnte, das ist bei Steinhäufen das Religiöse. Und zwar brauchen die Bilder gar nicht religiöse Motive zu haben. Ein reines Landschaftsbild ohne jede Staffage, ohne das geringste Erzählende, ein Porträt, ja die Farben selbst — besonders das Grün — alles ist von dieser tiefen Religiosität durchdrungen, in der sich die Hingebung an die Dinge erhöht, in der alles mit einer Andacht und Feier vertieft erscheint. Man spürt wie bei Thoma die Persönlichkeit, die über dem Technischen dominiert, die sich über das Inhaltliche hinaus-schwingt. Man steht vor so einem Bilde und unterhält sich mit einem Menschen. Es ist Herzlichkeit in dieser Malerei, diese alte Herzlichkeit der alten Meister — die Kölner

bewahren im Ballraff-Richards-Museum frühe Meisterwerke aus solcher Herzlichkeit auf —, die immer jung bleibt, an der Zeitfragen und Zeitstreitigkeiten spurlos vorübergehen. Sie sagt: ich bin, indem sie sich verschweigt, und sie besteht fest auf sich selbst, indem sie sich treu bleibt. Sie kann nicht anders. Diese Malerei hätte keine Hand, wenn sie nicht das Herz hätte. Etwas Erbauliches und Erhöhenes liegt darin. Es ist eine menschliche Wirkung, die sie ausübt.

Von Leibl wurde eine Reihe seiner prächtigen Porträts vereinigt sowie eine Anzahl Radierungen, die bei aller Kraft der Zeichnung eine tonige Weichheit bewahren. Neben Leibl befindet sich die Sonderausstellung Trübners, des kraftvollsten Leibl-Schülers, der den Meister besonders in der früheren Weise seiner Porträts fortschreibt. Es ist eine marie Faust, die hier den Pinsel führt, in Porträt wie in Landschaft. Breite Pinselstriche, pastoser Farbauftrag, satte Töne, in der Landschaft spielendes Licht; ohne jemals ins Kleinliche zu geraten, Feinheit der Reflexwirkungen, fühlbar immer der Maler. Malerische Probleme. Die Fürstenporträts, vier Reiterbilder, fallen darin auseinander. Malerisches Problem und Porträt gehen nicht restlos ineinander auf. Das Porträt bleibt hinter dem malerischen Problem zurück. Besonders das Bild des Kaisers sagt nicht genug. Aber alle vier sind Bilder, deren prächtig gemalte Pferde stark in der Erinnerung bleiben. In Emil Lugo drängt die Erkenntnis zum Stil. Er war ein Ringender, der nach dem vollen Ausdruck seiner Seele strebte und mit sich selbst wie mit seinem Stoffe rang. Darin hat er eine gewisse Nehllichkeit mit Feuerbach, nur daß er sich heimfand und die Heimat ihm leichter zum Ausdruck verhalf. Wie sie verständlicher zu ihm sprach, wurde er sprechender in ihr. Allein so hoch er seine technischen Mittel auch gesteigert und sein Können vervollkommen hat, so vollkommen die Komposition seiner Bilder schließlich geworden ist, es dünkt mich doch, und ich empfinde das nach Jahren genau wie früher, daß ein Bruch in seiner Kunst bleibt. Es sucht einer das Land der Griechen in der Ferne, und ausdrücken muß er es mit dem Heimalischen. Indem er so von den Schönheiten seines Landes erzählt, hebt er sie gewissermaßen wieder auf. Er nimmt ihnen das Bestimmte, er abstrahiert sie. Er führt sie in den Stil hinein. In seiner „Sinfonia pastorale“ klingt Musik. Musik belebt das ganze Bild, das Detail der Pflanzen wie alle Bewegungen der einen Reigen tanzenden Gestalten, und Musik klingt in der Ferne, im Licht des Hintergrundes. Auch die Blätter Fritz Boehle's haben einen Stil. Aber er kommt aus der Empfindung. Und es ist eine völlige Einheit und Einheitslichkeit, der wir gegenüberstehen. Sie sprechen darin in einer wundervollen Ganzheit. Sei es der Holzschnitt, sei es die Radierung, selbst die Technik wird hier ein Faktor der stilvollen Ausdrucksfähigkeit. Man muß nur einmal Sattler dagegen sehen. Dieser ist ein viel größerer Köhner vielleicht, und er wird doch nicht ganz von seinem Archaismus frei. Boehle ist ganz Seele, ganz Herzblut. Es ist nirgends bei ihm ein Spiel der Fertigkeit, das kleinste Detail gilt seinem Herzen, im kleinsten Detail drückt sich seine Liebe aus. Diese Bauern, diese Tiere, diese Kinder, diese Interieurs, das ist alles eine so erfüllte Welt, das ist alles von einer so sprechenden Wesentlichkeit, daß man sich in das Einzelne vertiefen kann, ohne vom Ganzen wegelenkt zu werden. Denn im Einzelnen wie im Ganzen, es ist überall der gleiche Gehalt. Dabei ist alles so einfach, so auf's Wesentliche beschränkt, daß man oft wieder die Technik zur Erklärung heranziehen muß. Ein Kreis und ein Punkt darin, das wird ein sprechendes Auge, in dem alles Leben spricht, in dem der Friede des Abends ist und die Sonne des Morgens, die Sorglosigkeit und das Glück der Jugend, die Milde und Weisheit des Alters. Diese Blätter wären geeignet, vollständig zu werden. Sie müßten viel schlechtes Zeug verdrängen können. Sie sind darnach.

Die Ausstellung enthält ein paar hervorragende bildhauerische Leistungen. Gaul, Minne, Ballenberg, Komarzik, Goettig, Grafegger u. a. stellen vorzügliche Werke aus. Viel Schönes findet sich in der Plakettenabteilung. Komarzik, Vosselt, Greiner (Darmstadt), Kruse, Sturm zeigen in ihren Arbeiten, daß die Plakettenkunst nicht nur zu einem neuen Leben erstanden ist, sondern auch daran ist, an ihrer Verfeinerung zu arbeiten und sich neue Werte zu gewinnen. Oft freilich sieht man vorläufig nur die Arbeit und noch nicht die Kunst. Aber wo die Kunst ihren Ausdruck gefunden, zeigt sie auch gleich die eigenen und intimen Reize dieser feinen Kunst, die hoffentlich mehr und mehr bei uns Boden gewinnt, so daß sie sich auch einmal da betätigen muß, wo der Staat Aufgaben für sie hat: in unseren Münzen vor allen Dingen. Eine Empireausstellung mit vorzüglichen echten Stücken gliedert sich an. Ebenso eine Ausstellung von Bildnissen Kölner Bürger. Ein „deutscher Saal“ zeigt alte und neue Meister zum Vergleich.

Die Anordnung der Ausstellung ist gut und übersichtlich. Die Räume erfüllen ihren Zweck, die aufgehängten Bilder zur Geltung zu bringen. Die Tönung, oder vielmehr Bepannung der Wände — man hat es auch gewagt, Muster einzuweben — unterstützt die Lichtwirkung, die teils von oben, teils von der Seite angelegt wurde. Das Hauptausstellungsgebäude hat Professor Willing in Karlsruhe entworfen. Es zerfällt in drei Teile. Den Vorhof, von einer Stützenstellung eingegrenzt, die sich bis zum Hauptgebäude hinzieht. Die flachliegende Freitreppe wird von

einer zweiten Stützenstellung begleitet. Der Ton der Stützen wie der der Mauerflächen ist hellgrau. Tonflächen beleben die Stützen. Man tritt durch eine mit Tonfliesen verkleidete Tür ein und steht dann gleich im Hauptsaal, der weit und geräumig ist. Hoch und hell. Hinter dem Hauptsaal, den die kleineren Räume umgeben, liegt ein Innenhof. Hier steht der Brunnen von Prof. Panzof. Den Innenhof schließt der Pavillon des gleichen Künstlers ab. Man findet sich leicht und gut durch.

Dem Hauptgebäude gegenüber liegt ein kleiner Teich, von hohen Weidenbäumen eingegrenzt. Hier spiegeln sich zwei weitere Ausstellungsgebäude, links das Tonhaus des Prof. Behrens, rechts der „Frauenrosenhof“ von Prof. Olbrich. Das Tonhaus ist ein Puckbau, der durch Flächengliederung seinen Schmuck erhält. Ein Hauptraum mit einer Pflanz- und Emporen, mehrere Nebenräume kleineren Umfangs, die sich ihm seitlich anschließen, bedingen den Grundriß und Aufbau des Gebäudes. Es verrät sofort seine Herkunft. Es ist trotz seiner mäßigen Größe ohne Leichtigkeit. Aber noch größer ist die Schwere im Innern. Wo der Flügel steht, könnte ein Katastrophal stehen. Das ist aber wohl die Absicht. Und es gibt ja auch Musik, die sich hier gut einpaßt. Man müßte ein Konzert hier erlebt haben, um die Wirkung erprobt zu haben. Architektonisch sprechen hier Gedanken zu uns. Möglich, daß die Empfindung der Musik dann den Ausgleich schafft. Möglich auch, daß sie gebunden wird, statt eine illusionäre Erhöhung zu erfahren. Denn es ist ein gewisser Bombast in den Gedanken, den die Musik immerhin zu überwinden hätte.

Gegenüber lugt aus dem Grünen das rote Gemäuer des Frauenrosenhofs. Raubmauerwerk, mächtig, einfach. Ein rotes Dach. Ein schweres auslandendes Giebel. Man geht einen langen Gang zwischen einem Steingeländer und einer Gartenanlage entlang, man tritt in einen gedeckten Bogenweg ein. Fensterbogen an Fensterbogen. Kühle. Stille. Und weiter keine Feierlichkeit, als die Feierlichkeit der Stille. Einfaches Quergebälk an der Decke, braun getönt. Man sieht auf einen roten Rosengarten. Nur rote Rosen. Gegenüber erhebt sich die Laube, offen nach dem Wasser zu, einen großen ovalen Fensterauschnitt nach der Straße. Alles grün umwachsen und umspannen. Man tritt in die Halle ein. Helle Holzverkleidung, graubepannte Wände. Eine hohe Decke, zeitlich stufenweise abgeflacht. Alles Ruhe. Ein Rosenornament in die Bepannung zu beiden Seiten eingestickt. Es fügt sich diskret ein. Diskret eine farbige Fensterverglasung. Weit und hoch ins Grüne ein Fenster. Vitruvin in der Holzverkleidung, Schau- und Aufbewahrungskisten. Ein Versammlungs- oder ein Festraum ist dies. Man tritt hinaus in den Garten. Bepannt die Arkaden. Den Laubengang hin zu einem weichen und einem gelben Garten. Stufen, die zum Wasser führen. Es ist viel Kultur in der Anlage. Kulturbewußtheit und Kulturerfahrung, ein Schutz Kult: Frauen-Rosenhof. Ein Klang Renaissance, der Barockpavillon fällt einem ein, Gartenkünste des Rokoko wissen von ähnlichen Wirkungen. Aber es ist doch mehr. Es ist ein Lebendiges, das außerhalb der Reminiszenzen steht: die Empfindung. Die Empfindung der Stille und des Friedens, der Flucht vor dem lauten Lärm, das Lauschen in sich selbst. Ein Sich-selbst-Genießen. Ein Genießen des Alleinseins. Ein Genießen der Schönheit im schönen Kreise, in schönen Farben und schönen Formen und schönen verschwiegene Bewegungen, in Pinguette und Sammlung. Poesie der Einsamkeit, nicht Gedanken: Träume!

Das Fürstenzimmer, das sich im Palmenhaus befindet und von Pfaffenborn (Köln) ausgestaltet ist, ist sehr bunt und hat eine angenehme Eigenart. —

Wilhelm Holzamer.

Kleines feuilleton.

en. Waldschönheitslehre. Das wirtschaftliche Leben zwingt den Menschen oft, die Urwüchsigkeit der Natur praktischen Bedürfnissen zu opfern. Da der Eingriff der Menschen gewöhnlich unter Gesichtspunkten erfolgt, die mit der Weltzeit nichts zu tun haben, so führt er in unzähligen Fällen zur Verhässlichung der Landschaft. Wenn die Menschheit sich den großen Trost des Naturgenusses und jener Stimmungen erhalten will, die allein die Natur zu erzeugen imstande ist, so muß sie darauf bedacht sein, der Landschaft, der man die Urwüchsigkeit geraubt hat, ihre Schönheit wiederzugeben. Wie H. Pudor in der Zeitschrift „Natur und Offenbarung“ mitteilt, hat Professor Trost auf der 49. Generalversammlung des sächsischen Forstvereins über die Vernachlässigung der Naturschönheit in den sächsischen Forsten gellagt, und auf der 6. Hauptversammlung der deutschen Forstmänner in Darmstadt wurde der Vorschlag gemacht, die Abhaltung besonderer Vorlesungen über Waldschönheitslehre an den Hochschulen anzuregen. Ein Erlaß des Hessischen Ministeriums der Finanzen empfiehlt den Oberforstereien dringend, bei jeder forstwirtschaftlichen Maßregel sich darüber Rechenenschaft abzugeben, wie sie in bezug auf die Waldschönheit wirken werde: „Denn die Neuzeit fordert immer gebieterischer“, heißt es dort, „die allgemeine Beachtung forstästhetischer Grundsätze bei der Waldbewirtschaftung.“ Wenn man sich fragt, welches denn die Richtlinien für eine einwandfreie Schönheitspflege des Waldes seien, so wird man nicht leicht eine Antwort finden. Pudor meint sogar, daß sich im Geiste des Volkes eine Gedankenrevolution vollziehen müsse, wenn in ihm der rechte

Sinn für Naturschönheit wiedererwachen solle. Die Freude über die Gaben der Natur, auch wenn sie noch so spärlich sind, sei ja durchaus vorhanden, aber über die Freude an der einzelnen Blume, am frischen Grün des Baumes habe der Mensch verlernt, die Landschaft als Ganzes unter einem streng ästhetischen Gesichtspunkt zu betrachten, wie er etwa ein Bild betrachten würde. Vielleicht war in früheren Zeiten mehr Sinn für natürliche Schönheit lebendig. Darauf scheint wenigstens die malerische Lage manches Dorfes hinzuweisen, oder die ästhetisch wirksame Pflanzung schmaler Flußtäler mit Weiden, breiterer mit Erlen, unter die stellenweise Pappeln gemischt sind. Heute steht die Landschaft und der Wald im Zeichen der „gut geschnittenen Parzelle“. Betrachtet man aber etwa ein weites Tal, das von Höhen begrenzt ist, so sucht das Auge einen Ruhepunkt, und wenn nun künstlerischer Sinn die Richtschnur für die Gestaltung der Landschaft gäbe, so würde man vielleicht auf den Höhen einige wenige, wie absichtslos gewachsene große Bäume pflanzen. In einem Tale aber wird man die Linien des Flusses, der es durchströmt, berücksichtigen und dementsprechend die Baumpflanzung reihenweise anlegen. Wälder werden am passendsten am Abhange der Berge angelegt, und zwar müssen sie der Richtung des Wassers folgen, also der Länge nach sich hinziehen. Dabei ist eine Abgrenzung des Waldes von Wichtigkeit. Er darf nicht schroff abbrechen, sondern muß sich allmählich den Linien des angrenzenden Landes, den Wiesen oder Feldern anpassen. Ist der Wald hochstämmig, so muß er also an seinem Rande lichter werden und mit Unterholz bestanden sein. Ästhetisch wirken hier auch Birken, da sie sowohl durch ihre Farbe als durch ihre Form den Ernst des Waldes dämpfen und den Uebergang zum flachen Land vermitteln. In zweiter Linie kommt dabei die Buche in Betracht. Im allgemeinen ist von den verschiedenen Hölzern die Kiefer als ein Höhenbaum zu bezeichnen, während Pappel, Erle, Weide sich im Flachlande schöner ausnehmen. Unter den Laubhölzern bieten die Esche und die Eiche einen wohlthuenden Anblick, wenn sie auf Höhen wachsen. Steht hochstämmiger Laubwald auf Höhen, so weist sein Saum wegen der runden Formen der einzelnen Bäume nie eine so harte Linie auf wie der Nadelwald; auch schafft sich der Laubwald das Unterholz selbst. Dafür aber hat man hier auf die Farbenwirkung besonders zu achten. —

Meteorologisches.

g. Der Blitz. Schon in der Schule lernt das Kind, daß der Blitz eine elektrische Entladung ist, eine Ausgleichung zwischen zwei mit entgegengesetzter Elektrizität geladenen Wolken oder zwischen einer Wolke und einem Stück der Erdoberfläche. Wir lernen auch, daß der Blitz die Luft, durch die er wandert, spaltet und so auseinander treibt, daß sie durch diese jähe Bewegung für einige Zeit in Schwingungen gerät; wie jede kräftigere Luftschwingung wird auch die durch den Blitz hervorgerufene von unserm Ohr als Schall empfunden; wir nennen diese ganz besondere Art der Luftschwingung: Donner. Aber damit ist die Erscheinung des Blitzes noch keineswegs in allen Beziehungen klar. Bei genauerer Ueberlegung werden wir finden, daß wir noch manche Fragen stellen können, die durch jene Erklärung nicht beantwortet werden. Zunächst: Was leuchtet beim Blitz? Das Licht ist als eine Schwingung von Äthertheilchen anzufassen, aber damit eine solche Schwingung entstehen kann, muß irgend ein materieller Körper in höhere Temperatur oder in einen chemischen Zustand versetzt sein, bei dem dieser Körper Licht ausstrahlt. Einen Anhalt liefert uns der elektrische Lichtbogen. Hier springen ganz kleine Kohlenstäubchen zwischen den Kohlenstäben über; auf ihnen gleitet die Elektrizität vom einen zum andern Kohlenstab, aber dieser Weg der Elektrizität ist nur schmal; die Elektrizität, die sich vorher auf dem breiten Kohlenstab bewegte, ist jetzt eingezogen, etwa wie das Wasser eines Flusses, dessen Bett durch vorspringende Felsen eingezogen ist; hier muß sich das Wasser überflürzen und drängen; es entsteht eine starke Reibung der Wasserteilchen gegeneinander und gegen die Uferwände, und wie jede Reibung, so erzeugt auch die hier hervorgebrachte eine Erhöhung der Temperatur; das Wasser erwärmt sich in der Stromschnelle. So wird auch die Elektrizität, die sich auf den kleinen Kohlenstäubchen bewegt, in einen Reibungszustand versetzt, der sich als Temperaturerhöhung zu erkennen gibt. Die Erwärmung, die die Kohlenstäubchen erfahren, ist so stark, daß sie glühen und Licht ausstrahlen, und dieses Licht ist eben der elektrische Lichtbogen. Ähnliche Erscheinungen treten auch beim Blitz auf. Die Elektrizität, die auf der Wolke und an der Erde einen breiten, bequemen Weg fand, muß plötzlich die Luft und die in ihr enthaltenen Dampfteilchen, sowie die in ihr schwebenden kleinen festen Teilchen, welche wir Staub nennen, zum Transport benutzen. Hierbei entsteht infolge der Einengung und Reibung eine ganz bedeutende Temperaturerhöhung, so daß nicht nur der Staub, sondern auch das dampfförmig vorhandene Wasser — oder vielmehr seine Bestandteile: Wasserstoff und Sauerstoff — in den Glühzustand versetzt werden. Ja, sogar die Gase, aus denen sich unsere Atmosphäre zusammensetzt, Stickstoff und Sauerstoff, werden zum Glühen gebracht. Also glühender Staub und glühende Gase sind es, die beim Blitz leuchten. Nun wird uns auch das Entstehen des Donners verständlicher. Wie bei einer Explosion erfahren hier bei der plötzlichen Temperaturerhöhung die Gase eine außerordentliche Ausdehnung, denn mit jeder Erwärmung geht eine Ausdehnung Hand in Hand. Um für ihre so jähe entstandene Volumenvermehrung Raum zu gewinnen, stoßen die

beteiligten Gasteile die nebenan befindlichen, am Blitz selbst nicht mehr teilnehmenden Lusteile heftig beiseite, und dies hat die als rollender Donner wahrnehmbare Luftschwingung zur Folge. Dabei entsteht dann die weitere Frage: Wie breit ist der Blitz? Wenn wir von fern einen Blitz sehen, erscheint er uns im allgemeinen als ein sehr schmales, fadenförmiges, leuchtendes Band; von den seltenen und übrigen noch nicht völlig erklärten Kugelblitzen können wir hier absehen. Aber bei der Beurteilung der Breite des Blitzes ist das menschliche Auge sehr unzuverlässig, schon deswegen, weil es von der großen Helligkeit des Blitzes geblendet wird und dadurch jede Urteilsfähigkeit verliert. Ein weit zuverlässigerer Beobachter ist die photographische Platte, wenn freilich auch sie gewisse Quellen der Unzuverlässigkeit birgt, so ermöglicht sie es doch unter Umständen zu bestimmen, wie breit der Blitz ist. Vor einiger Zeit wurde in der Schweiz von einem Blitz eine sehr lehrreiche photographische Aufnahme gemacht. Man konnte auf dem Bilde deutlich wahrnehmen, wo der Blitz eingeschlagen hatte; man suchte an der betreffenden Stelle nach und fand dort in der Tat die deutlichen Spuren des Einschlags. Hiernach war ganz genau zu bestimmen, wie weit der Blitz von der photographischen Platte entfernt niedergegangen war, und aus der Größe dieser Entfernung und der Breite des photographischen Blitzbildes ließ sich nach einfacher mathematischer Methode berechnen, wie breit der Blitz selbst gewesen war. Als Resultat ergab sich, daß der Blitzstrahl die unerwartete Breite von 15 Meter gehabt haben mußte. Nun macht sich allerdings die schon erwähnte Unzuverlässigkeit der photographischen Platte auch hier geltend. Ein hell leuchtender Körper erscheint nämlich dem menschlichen Auge und auch auf der photographischen Platte größer, als er wirklich ist. Aus diesem Grunde kommen uns z. B. Hände in weißen Handschuhen größer vor, als sie wirklich sind. Durch diese Vergrößerung des leuchtenden Körpers wird also auch die photographische Platte eine Verbreiterung des Blitzbildes erfahren haben; es ist aber nicht möglich, genau anzugeben, wie viel diese Verbreiterung betrug. Nimmt man an, daß diese Täuschung das Bild um die Hälfte verbreitert hat, also ein Drittel der Breite des photographischen Bildes ausmacht — und diesen Betrag wird der Fehler kaum erreichen — so war der Blitz immerhin noch 10 Meter breit. Der Blitz war also wenigstens in diesem Falle durchaus nicht ein so schmaler Streifen. Es ist aber ganz unwahrscheinlich, daß gerade der zufällig photographierte Blitz eine ausnahmsweise Breite get. ht haben soll; wir dürfen vielmehr annehmen, daß alle Blitze, oder doch wenigstens viele von ihnen, sich in sehr ansehnlicher Breite geltend machen, viel ansehnlicher, als unsere Schulweisheit angenommen. —

Humoristisches.

— Von der Schmiere. Theaterbesucher (zu einem neben ihm stehenden Schauspieler): „Hat denn das Stück so viele Zwischenakte, daß der Vorhang so oft heruntergelassen und dann gleich wieder in die Höhe gezogen wird?“

Schauspieler: „Nein, das nicht! — Aber wenn der Herr Direktor schlecht spielt, dann läßt die Frau Direktor den Vorhang fallen und gibt ihm eine Ohrfeige!“ —

— Handschuhnummer 15. Verkäufer: „Sie wünschen eine Schreibmaschine? Und was soll das für eine sein?“

Prosenbauer: „Na, a' feste halt, a' dauerhafte, wo ma' aa amal an grob'n Brief schreib'n kann!“ — („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Der Romandichter Wilhelm Raabe vollendet heute sein 75. Lebensjahr. —

— Ein Preisausschreiben zwecks Erlangung eines Maigedenkblattes erläßt das Leipziger Mailomitee. Das Gedenkblatt soll in Größe 11:16 Zentimeter hergestellt werden. Bedingter Text: Mailfeier 1907 Leipzig. Das Amt als Preisrichter haben übernommen die Herren: E. Schur, Großlichterfelde; Dr. Schilowski, Charlottenburg; W. Kirstein, Leipzig. Die ausgeworfenen Preise sind folgende: 1. Preis 100 M., 2. Preis 75 M., 3. Preis 50 M., 4. Preis 50 M. Das Mailomitee behält sich vor, noch weitere Entwürfe anzukaufen. Die Entwürfe sind bis 10. November 1906 an Fr. Rückert, „Leipziger Volkszeitung“, Tauchaerstr. 19/21, einzusenden. —

— Germania Fahr wird Regisseur am Deutschen Theater Reinhardts. —

— Das Friedrich-Wilhelmstädtische Schiller-Theater teilt mit, daß auch unter der neuen Direktion Oskar Baguers die alten Preise und Abonnementsbedingungen beibehalten werden. Ebenso wird der Spielplan sich in den bisherigen Bahnen bewegen. —

— Aktuelle Abgebrühtheit. Trotzdem Herr Friß Friedländer, Herausgeber der Zeitungskorrespondenz „Aktuell“, erst vor kurzem wegen seiner Bestrebungen an sozialdemokratischen Medaistoren moralisch geohrfeigt wurde, beginnt der Mann von neuem, sich mit seiner Korrespondenz aufzudrängen. Es ist erstaunlich, was für ein bides Zell manche Leute ihr eigen nennen! Sozialdemokratische Redaktionen sind doch keine kolonialen Einrichtungen, Herr Friedländer! —